

Dr. Martin Hein - Ansprache bei der Verleihung des Kurhessischen Medienpreises am 11. Juli 2003 in der Alten Bröderkirche, Kassel.

Narrare humanum est – Kirche als Erzählgemeinschaft

Erzählen ist menschlich. Und Erzählen macht menschlich.

Erzählen benötigt Zeit. Und Erzählen überwindet Zeit.

Erzählen braucht Gemeinschaft. Und Erzählen schafft Gemeinschaft.

Lassen Sie von mir sich einladen, über's Erzählen nachzudenken. Kann man das überhaupt? Ich will es versuchen – obwohl es schöner wäre, einfach zu erzählen. Denn eigentlich erschließt sich der Sinn des Erzählens nicht *über*, sondern *durch* Erzählen. Darin ist das Erzählen dem Beten ganz ähnlich.

„Ich will meinen Mund auf tun“, heißt es in Psalm 78, „zu einem Spruch und Geschichten verkünden aus alter Zeit. Was wir gehört haben und wissen und unsre Väter uns erzählt haben, das wollen wir nicht verschweigen ihren Kindern; wir verkündigen dem kommenden Geschlecht den Ruhm des Herrn und seine Macht und seine Wunder, die er getan hat.“

In diesen alten Worten aus der Bibel entschlüsselt sich der Sinn des Erzählens: Die lebensdienliche Erfahrung der älteren Generation, ihr lebenspraktisches Wissen, wie das Zusammenleben gefördert werden kann und gelingt, soll bewahrt und um dieses Gehaltes willen der nächsten Generation weitergegeben werden, damit sie vor selbstzerstörerischen Experimenten und Katastrophen behütet bleiben. So kunstvoll wurde schon vor mehr als zweieinhalbtausend Jahren über die Bedeutung des Erzählens für eine menschliche Gemeinschaft nachgedacht!

Erzählen gehört wahrscheinlich zu den ältesten kulturellen Formen. Vor aller medialen Archivierung hatten Menschen nichts anderes als ihre *Erinnerung*, um von vergangenen Ereignissen, und ihre *Phantasie*, um von künftigen Dingen zu erzählen. Generationen kamen zusammen, um zu erzählen. So verging die Zeit – und wurde doch zugleich aufbewahrt.

Dabei wird man gewiß zu unterscheiden haben zwischen dem, was von den Freuden und Lasten des Alltags aktuell zu bereden war und darum auch bald wieder in Vergessenheit geriet, und den Geschichten, die sich als erinnerenswert erwiesen: die

Lebensgeschichten einzelner Menschen, Familiengeschichten oder Geschichten der Sippe, des Stammes oder des eigenen Volkes.

Solche Geschichten entwickelten sich im Vorgang des Erzählens als lebendige Tradition weiter zu zusammenhängenden Kompositionen, die meist von einem Protagonisten, von einem oder mehreren Ahnvätern und- müttern berichten und allmählich erst ein Ganzes bilden. Sie zielen weniger auf Informationsaustausch oder auf Verstand und Wissensvermittlung als vielmehr auf eine emotionale Beteiligung der Hörenden, sind auf zustimmendes oder ablehnendes Mitfühlen und spannendes Miterleben ausgerichtet. Erst in zweiter Linie setzt eine intellektuelle Verarbeitung ein.

Geschichten zu erzählen, das ist darum mehr als Unterhaltung und Zeitvertreib. Es befriedigt ein Grundbedürfnis menschlicher Existenz: Ich will zumindest ahnen können, wer ich bin und wozu ich lebe, woran ich mich im Leben und Sterben halte, und wohin ich gehe, wenn dieses Leben zu Ende geht. Von den Erfahrungen der Vorfahren will ich Nutzen haben, um mein Leben zu meistern. Der Schatz der Erzählungen sagt: Andere haben vor mir gelebt und werden nach mir leben. Ich muß das Leben nicht erst erfinden!

Woher ich komme und wer ich bin in meiner unvertretbaren Existenz bin, das erfahre ich also zunächst durch Erzählen. Ich bin der, bei dessen Geburt diese oder jene Umstände herrschten oder das eine oder andere Ereignis bedeutend war. Niemand lebt für sich. Wir sind eingebettet („embedded“!) in Geschichte und Geschichten: Durch die Erzählungen etwa meiner Eltern weiß ich, welches meine ersten Worte waren und was ich liebte oder wovor ich Angst hatte. Die Zeit vor meinem eigenen geschichtlichen Bewußtsein lebt in mir aus dem Betrachten von Fotografien und – weil Bilder nie allein aussagefähig sind – aus dem Erzählen der Geschichten, die im Bild kondensiert sind.

So konstituiert sich der Anfang einer Lebensgeschichte in den oft wiederholten Worten, bevor die eigene Geschichte selbst in den Blick genommen oder gar gestaltet werden kann. Eine ganz andere Frage ist, ob diese Erzählungen tatsächlich die Wirklichkeit korrekt beschreiben. Das muß so nicht sein, und dennoch werden diese Erzählungen ihre Wirkung entfalten: Ich werde durch sie ich selbst!

Solche Geschichten tragen mitentscheidend zur Identitätsbildung bei, indem sie uns Merkmale, Eigenheiten, Zusammenhänge, Umstände zuschreiben, die uns von anderen abheben. In ihnen vergewissern wir uns unserer Herkunft und können darin auch Zukunft entwerfen.

Diese elementare Einsicht läßt sich in gleicher Weise überindividuell auf Gemeinschaften übertragen – seien es Paare, Familien, Sippen oder ein ganzes Volk. So entstehen die eigenen, immer wieder bei Gelegenheit wiederholten *Ursprungsgeschichten*, wie zum Beispiel zwei Menschen zusammengekommen sind, sich kennen und lieben gelernt und den gemeinsamen Lebensweg begonnen haben. Diese Geschichte wird bei den verschiedensten Anlässen im Lauf des Lebens erzählt. Sie verfestigt sich zunehmend und bietet damit Halt in der Rückbindung an den Anfang.

Aber es gibt nicht nur Ursprungserzählungen. Das Leben geht weiter. Und wie man durch Treue oder Geschick, List oder Gemeinschaftssinn, Kraft oder Beharrlichkeit eine Beziehung erhält und die in ihr geltenden Werte verteidigt, erzählen die *Bewährungsgeschichten*, die als gemeinsamer Schatz gehütet und weitergegeben werden. Die Bibel ist voll von diesen Erzählungen, in denen sich Menschen nicht nur ihres Ursprungs, sondern auch ihres bleibenden Zusammenhangs vergewissern, der gerade deshalb nicht unter den jeweiligen Belastungen zerreißt.

Und schließlich: Wohin die Reise gehen soll – die Erwartungen vom Glück und seiner Erfüllung, die Sehnsucht nach Unabhängigkeit und Freiheit –, all das formulieren die *Hoffnungsgeschichten*. In ihnen findet sich ein Überschuß an Leben, der die unmittelbar erfahrene und erfahrbare Wirklichkeit transzendiert. Diese Geschichten verleihen unserem Leben die notwendige Spannung. Wir sind noch nicht fertig, noch nicht am Ende. Oder um es in den Worten des 1. Johannesbriefs zu sagen: „Es ist noch nicht offenbar, was wir sein werden.“

Doch wir begegnen ja nicht nur unserer individuellen Geschichte oder der Geschichte der Gemeinschaft, in der wir leben. Erzählen weitet überhaupt unsere Lebensmöglichkeiten: Durch das Hören von Erzählungen erfahren wir von Lebensentwürfen und Rollenangeboten, die wir erproben können, indem wir uns etwa in einen der Protagonisten der Story hineinversetzen. Man kann sich mit dem Helden identifizieren, der sogar ein tragischer Held sein mag, ohne sich der Gefahr auszusetzen, umzukommen. Im Hören und Verarbeiten von Geschichten antizipieren wir Situationen, die erst viel später im Leben auf uns zukommen. Auf diese Weise verbreitert sich unmerklich das eigene Verhaltensrepertoire und eröffnet zusätzliche Handlungsalternativen. Grundwidersprüche des Lebens, Trauer und Freude, Angst und Befreiung, Bosheit und Güte, Glück und Unglück, Triumph und Untergang können durchlitten und in einer eigenständigen Weise angeeignet werden. So werden Kinder und junge Menschen, aber auch Erwachsene ermutigt, sich dem Leben mit seinen

unabsehbaren Wendungen im Vertrauen auf die bewährten Lebenserfahrungen anderer zu stellen.

Sie werden es längst bemerkt haben: Ursprungsgeschichten, Bewährungsgeschichten, Hoffnungsgeschichten – alledem begegnen wir in überreicher Fülle gerade in den Überlieferungen der Religionen. Ohne die große Kunst des Erzählens wäre auch die Bibel nie zu dem geworden, was sie ist. Das Alte Testament bietet vor allem Geschichten, die sich auf Ursprung und Bewährung eines ganzen Volkes und seiner Erwählung beziehen. Daneben gibt es Erzählungen, die bis heute für Einzelne bedeutsam werden können. Das Neue Testament erzählt die Geschichte des Heils Gottes weiter – und in seinem Zentrum steht die Gestalt Jesu Christi, dessen Botschaft davon lebte, daß er vom Reich Gottes nicht dozierte, sondern erzählte: von den Lilien auf dem Feld, von dem Scherflein der Witwe, vom armen Lazarus, vom barmherzigen Samariter, vom verlorenen Sohn. Ein wahrer Meistererzähler war er, der seine Zuhörer das eine um das andere Mal mit seinen Gleichnissen und Geschichten in den Bann zog. Diese Faszination spüren wir ihnen noch heute ab, obwohl sie längst Text geworden sind.

Die Erzählungen der Bibel unterscheiden sich vielfach vom heutigen Lebensgefühl. So gibt es in ihnen auf's Ganze gesehen – und Ausnahmen bestätigen die Regel – viel weniger „action“, weniger hin und her wogende Handlung. Die Helden der Bibel sind nicht unbedingt immer Siegertypen. Daß sie am Ende ihre Herausforderungen bestehen, liegt daran, daß sie beten und sich Gott verlassen, daß sie Dinge ertragen und erdulden, daß sie gehorsam sind oder demütig ihre Schuld eingestehen. Natürlich gibt es auch erfolgreiche Eroberer, kluge Kriegshelden und starke Frauen. Aber biblische Erzählungen lassen uns einen höchst realistischen Blick auf das Leben werfen, so daß wir nicht diese einseitig allseits positiven Siegertypen untergeschoben bekommen, die vielleicht gut geeignet sind, mangelnde Selbstwertgefühle zu übertünchen, aber für eine wirkliche Lebensbewältigung kaum etwas austragen.

Die bewährensweite Lebenserfahrung biblischer Protagonisten liegt in ihrer Beziehung zu Gott, in ihrem Leben aus dem Vertrauen zu dem, der sie ins Leben gerufen hat. Das klingt nicht unbedingt spektakulär, steht vielleicht auch quer zu den heutigen Lese- und Hörgewohnheiten und zeigt seine Kraft dennoch darin, daß es durch Niederlagen und Rückschläge hindurch trägt.

Wegen dieses heilsamen Erzählzusammenhangs, in den wir hineinverwoben sind, ist die Kirche da! Ihm verdankt sie sich, aber für ihn steht sie auch ein. Es ist gut, biblische

